

wirkt“ (9). Dem ist nur zuzustimmen. Tugend ist eine „Tauglichkeit“, ist eine Kompetenz, die dem Leben die ganze Sinnfülle garantiert.

An die 36 Tugenden werden nicht nur aneinander gereiht; vielmehr werden sie als Charakterzüge der Liebe verstanden. So ist die Klugheit das wache Auge der Liebe, die Tapferkeit der Starkmut der Liebe, das Maßhalten das Messen mit dem Maß der Liebe. Nun ist aber diese Liebe selber wieder wie ein Gast, der bei uns einkehren will: die uns von Gott unverdient geschenkte Liebe.

Auch recht ungewohnte Tugenden kennt der Autor: heilige und unheilige Ungeduld, Pflege sinnvollen Zweifels, Humor, Kindlichkeit, Altern in Würde. Daß er die gewohnten in einem vertieften Sinn deutet, ist schier selbstverständlich: Gehorsam ist Aufeinander-Hören im gemeinsamen Hinhören auf Gott und auf die Zeichen der Zeit; der Paradigmenwechsel von einseitiger Gehorsamsethik zu einer betonten Verantwortungsethik ist fällig. Demut ist „Dien-Mut“, befreiender Mut zum Füreinander und Miteinander in Liebe und Gerechtigkeit. – Im Inhalt wurde die Korrektur der Seitenangaben übersehen.

Linz

Johannes Singer

---

## KIRCHENGESCHICHTE

---

■ BARTON PETER F., *Geschichte des Christentums in Österreich und Südmittleuropa*. Bd. I: Frühes Christentum bis zur Reichsteilung 395 (360); Bd. II: Von der Gotennot zum Slovenensturm. Zwischen Alarich und Columbanus (400); Bd. III/1: Von Columbanus zu Karl dem Großen (224); Bd. II/2: Von den Avarenkriegen zum Ungarnsturm (398); jeweils zahlr. Abb. Böhlau, Wien 1992–1997, Kart.

Sein Wissen und seine Belesenheit haben den Autor befähigt, dieses umfassende Werk vorzulegen, dem 1975 eine in dieser Zeitschrift auch besprochene „Vorarbeit“ vorangegangen ist (124, 1976, 180f). Die nunmehr stark erweiterte Fassung und Fortsetzung reicht bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts herauf. Die vom Verfasser angestrebte Einbindung in die Profangeschichte und allgemeine Kirchengeschichte hat Vorteile, weil dadurch Zusammenhänge erkennbar werden, die man sonst übersehen könnte. Sie hat aber auch Nachteile: Die Konturen der Darstellung des eigentlichen Themas werden dadurch unscharf. Eine stärkere Konzentration auf „Österreich und Südmittleuropa“ wäre daher wünschenswert gewesen.

Wenn nun versucht wird, die einzelnen, zusammen etwa 1400 Seiten umfassenden Bände zu würdigen, so kann das aus Raumgründen nicht in der Ausführlichkeit und Gründlichkeit geschehen, die das Werk verdienen würde.

*Band 1* betrifft die Zeit von den Anfängen des Christentums im behandelten Bereich bis zur Reichsteilung von 395. Das berühmte „Regenwunder“ (um 172) ist ein erster Hinweis auf die Präsenz christlicher-römischer Soldaten in unserem Raum. Dann schweigen die Quellen bis etwa 250. Legenden über den apostolischen Ursprung einzelner Gemeinden (zum Beispiel Lorch) können heute als „erledigt“ angesehen werden (27). In dem guten Kapitel über die diokletianische Christenverfolgung hätte man noch näher auf die Gefährten des hl. Florian (Indizien für die Echtheit der Reliquien) eingehen sollen. Auch ist Florian nicht Landespatron von Oberösterreich (128), sondern Diözesanpatron von Linz.

Sehr pointiert werden die „Konstantinische Wende“, die trinitarischen und christologischen Konflikte der Epoche und deren Auswirkung auch auf unser Gebiet sowie die Entwicklung zu der beherrschenden Rolle des Kaisers auch über die Kirche (politisch, theologisch, kirchenrechtlich) herausgearbeitet. Die großen, auch für den „österreichischen Raum“ wichtigen Heiligengestalten des 4. Jahrhunderts (Martin, Hieronymus und Ambrosius) finden eine kompetente, aber fast zu ausführliche Behandlung (215ff). Eine kleine Korrektur sei angebracht: Der Todestag des hl. Martin war nicht der 11., sondern der 8. November (S. 221). Die informativen Kapitel über den Kirchenbau und die Bodenfunde bieten auf engem Raum viel Vergleichsmaterial. Auch auf Lorch und seine Bedeutung wird erfreulich intensiv eingegangen.

*Band 2* erfaßt den Zeitraum vom späten 4. bis zum frühen 7. Jahrhundert, das heißt den Abschnitt von der Völkerwanderung bis zum Zusammenbruch des romanischen Christentums, beziehungsweise dem Beginn der Missionierung aus dem Westen (Columban). Den Terminus „Völkerwanderung“ lehnt Barton ab, da die betroffenen „gentes“ oft nur „einige tausend Krieger“ zählten (7). Der Begriff ist aber wohl nicht ersetzbar, da das lateinische „migratio gentium“ dem Durchschnittsleser unverständlich bleibt. Wie schon gewohnt, greift Barton auch in diesem Abschnitt weit aus. So erfahren wir zum Beispiel viel über die afrikanische Kirche, obwohl die Beziehungen zu unserem Raum doch eher indirekt sind. Ein vorzügliches Kapitel informiert über „Severin und seine Zeit“ (107–140). Der Herausgeber einer Faksimile-Ausgabe der „Vita S. Severini“ wird allerdings einmal Unterköfler (statt Unterkircher, S. 107 Anm. 1) genannt. Un-

berücksichtigt blieb die didaktisch gute Vita-Ausgabe von Theodor Nüßlein (Bamberg 1985). Die Bezeichnung Severins als „Mönch“ (109 u.ö.) hätte eine Bestimmung des Begriffes vorausgesetzt. Daß er jedenfalls nicht „Priestermönch“ war, betont auch Barton (118). Auch der Titel „abbas“ drückt nur eine allgemeine geistig-geistliche Vaterschaft aus (117). Unbestritten bleibt aber Severins Rolle als Organisator des Mönchtums. Für problematisch halte ich die Identifizierung des Terminus „basilica“ mit „Klosterkirche“ (130). Träfe sie zu, müßte es in Lorch zwei Klosterkirchen gegeben haben, wirkte doch Severin das Ölwunder in „una basilica“, was zumindest eine zweite „Basilika“ voraussetzt.

Der archäologische Befund der behandelten Epoche wird ausgiebig vorgestellt (182–229), wobei es aber auch zu Wiederholungen (auch Bildwiederholungen) aus Band 1 kommt. Die Interpretation von „Kirchenfamilien“ als Nebeneinander arianischer und orthodoxer (= katholischer) Gemeinden, die F. Glaser neuerdings für den Hemmaberg in Kärnten vertritt (Frühes Christentum im Alpenraum, Graz 1997), hat noch nicht Eingang in die Darstellung gefunden. Bezüglich der Neumissionierung nach dem Zusammenbruch des Römerreiches spricht Barton treffend von „irofränkischen“ Impulsen. Die Bedeutung Columbans wird gewürdigt, seine Mönchsdisziplin aber als „infernalisch hart“ (294) und seine Kirchenpolitik als „verbohrt“ (295) bezeichnet. Mißt man die Leistung an den Zeitumständen, wirken solche Bezeichnungen als etwas salopp.

*Band III/1* schildert die Ereignisse der Epoche vom Tode Columbans (um 615) bis zum Sturz des Bayernherzogs Tassilo III. (788) durch Karl d.Gr. Columbans Schüler (Eustasius, Agilus, Agrestius) wirkten von Luxeuil aus offenbar auch im bayrisch-österreichischen Raum, und zwar unter Aufwendung „großer Mühe“, wie die „Vita Columbani“ betont. Ich stimme mit Barton überein, daß diese Tätigkeit erklärt, wieso der Afra- (Augsburg) und Florianskult (Lorch) nach Luxeuil kamen. Das aufkommende Eigenkirchenwesen bezeichnet der Autor zu Recht als „bestimmende Größe“. Diese Rechtsform dürfte übrigens neben germanischen auch römische Wurzeln (Gottesdienststätten der „villae“) haben (30f). Problematisch scheint mir die Identifikation von Eigenkirche und „parochia“ (38) zu sein, weil dieses Wort damals noch als Bezeichnung für die Diözesen verwendet wurde. Die „Leges“ (Lex Salica, Lex Baiuvariorum etc.) werden in ansprechender Form als eine Quelle der „Verrechtlichung“ der pastoralen (und missionarischen) Aktivitäten interpretiert (35ff). Das ausführliche Eingehen auf Mohammed (42ff)

wäre für den österreichisch-südmitteleuropäischen Raum entbehrlich gewesen. Die Konfliktsituation zwischen Virgil und Bonifatius und – etwa gleichzeitig – zwischen Karl d.Gr. und Tassilo III. wird lebendig dargestellt. Damit sind wir an einem Epochenerschnitt angelangt (152). Dem „neuen Konstantin“ Tassilo (177) mit seiner großen Leistung (Mission, Grundlegung des „Klösterreiches“, 181) folgte der Machtmensch Karl d.Gr. mit seiner fränkisch-römisch-katholischen Kirchenkonzeption. Karl gelang es, einen guten Teil der Bayern für den „Anschluß“ zu gewinnen (214f); mit Hilfe seines „Verbündeten“, des Erzbischofs Arn von Salzburg, wurde die bayrische Kirche „gleichgeschaltet“ (218). Mit so anschaulichen Formulierungen gelingt es Barton, ein Gespür für die Brisanz der Vorgänge zu vermitteln. Unklar bleibt, woher die konkreten Angaben über die Orte der Klosterhaft Tassilos und seiner Familienmitglieder (220) stammen.

*Band III/2* ist den 120 Jahren von der Avarenkriege bis zum Ungarnsturm gewidmet. In dieser Epoche zerfällt das Frankenreich in Teilreiche (die entsprechenden Karten auf S. 169, 285, 292 sind wenig aussagekräftig, da weder Orte noch Flüsse eingetragen sind); die Dynastie der Karolinger geht schließlich mit Ludwig d. Kind (900–911) zu Ende. Kirchengeschichtlich wichtig wurden die neuen Bemühungen um die Bekehrung der Karantanen, die nicht ohne Pressionen verliefen (35). Die Intensität der von Salzburg ausgehenden Missionierung läßt sich zum Beispiel aus den über hundert Rupert- und Petruspatrozinien in Karantanen und Pannonien ablesen (36f, Anm. 4).

Karl d.Gr. beherrschte die Kirche zusehends mehr; Papst Leo III. „mußte“ zum Beispiel Bischof Arn von Salzburg im Auftrag des Königs „allergehorsamst“ das Pallium verleihen. Nach Barton erwies sich das fränkische Staatskirchentum als stärker als das spätere eines Kaisers Joseph II. (38, 82). Das provozierte freilich eine Gegenbewegung, wie sie etwa unter Papst Nikolaus I. greifbar wird, der sich zum „Kaiser der ganzen Welt“ machen wollte (249). Die theologischen und auch kirchenpolitisch einschneidenden Probleme der Zeit (wie der Adoptionismus, das „Filioque“ und der Bilderstreit) werden eingehend erörtert, auch die karolingische Kunst wird ausgiebig vorgestellt. Die Krönung Karls d.Gr. zum Kaiser war, entgegen anderen Meinungen, vom Kaiser bestellt worden. „Es ist unvorstellbar, daß Karl den Aufstieg zum Kaiser nicht gewünscht haben soll“ (91).

Die sich entwickelnden und verändernden Kirchenstrukturen erfahren eine eingehende Würdigung. Das Bischofsamt blieb vorwiegend dem Adel vorbehalten, es gab heftige Polemiken ge-

gen „niedriggeborene Bischöfe“ (127ff). Ergänzend wäre freilich zu sagen, daß diese Polemiken auch beweisen, daß eben doch auch Vertreter der unteren Schichten dieses Amt erlangen konnten, was bei vergleichbaren weltlichen Positionen kaum der Fall war. Das Mönchtum und das konkrete Klosterleben schildert Barton mit grellen Farben; manche Passagen lesen sich wie ein ins Frühmittelalter rückprojizierter Umberto Eco (131ff). Hier hat der Autor wohl doch etwas überzeichnet. Auch das vermittelte düstere Bild Ludwigs d.Fr. bedürfte einer gewissen Aufhellung (vgl. nun das entsprechende Buch von Egon Boshof).

Das Wirken der „Slavenlehrer“ Konstantin (sein Mönchsname Kyrill kommt nur in einer Anmerkung, S. 279, Anm. 7, und im Register vor, und auch hier muß man ihn unter „Konstantin“ suchen) und Method gipfelt, wie deutlich gemacht wird, in der Einführung der volkssprachlichen Liturgie (272) und folglich in der Ablehnung der „Dreisprachenhäresie“, der zufolge man Gott nur lateinisch, griechisch oder hebräisch „loben und dienen“ durfte (281). Die im 9. Jahrhundert zunehmende Bedrängung des Westens durch die Ungarn wird von Barton, entgegen einer heute zu beobachtenden Tendenz, nicht verniedlicht, doch stellt auch er fest, daß das Christentum im einst bayrischen Ostland dadurch nicht „zerschlagen“ wurde; wohl war es am Beginn des 10. Jahrhunderts sehr „angeschlagen“ (326). Die Antwort auf die im letzten Kapitel formulierte Frage „Neubeginn oder Anfang vom Ende?“ wird erst der nächste Band geben.

Möge das interessante Werk bald eine Fortsetzung finden. Für diese seien aber zwei Wünsche geäußert: der Wunsch nach einer strafferen, stärker auf das eigentliche Thema bezogenen Darstellung sowie der nach einer etwas zurückhaltenderen Diktion, die zwar anschaulich bleiben, auf Überzeichnungen aber verzichten soll.

Abschließend sei noch angemerkt, daß sowohl der üppige Anmerkungsapparat als auch das Abkürzungsverzeichnis und das Register nicht gerade leicht zu benützen sind. Vielleicht ist es nach Abschluß der Gesamtarbeit möglich, ein einfacher zu handhabendes Gesamtregister und Literaturverzeichnis zu erstellen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ KRAUSGRUBER MAXIMILIAN, *Die Regel des Eugippius*. Die Klosterordnung des Verfassers der Vita Sancti Severini im Lichte ihrer Quellen. Text, Übersetzung und Kommentar. (Frühes Christentum, Forschungen und Perspektiven Bd. 2). Kulturverlag, Thaur 1996. (318). Kart.

Daß *Eugippius*, der Autor der Vita S. Severini, auch der Verfasser einer Mönchsregel ist, wissen wir durch *Cassiodor* und *Isidor von Sevilla* (22f). Auf die einzige erhaltene Handschrift, in der die Regel überliefert ist, den Codex parisinus latinus 12.634, hat aber erst 1946 (!) A. Génestout hingewiesen (9f). Die Identifikation mit der Eugippius-Regel erfolgte 1953 durch I. Schuster, die genauere Begründung hierfür nahmen 1967 L. Verhejen und 1971 A. de Vogüé vor. So stehen wir also vor der aufregenden Tatsache, daß ein vor 1500 Jahren geschriebenes Werk seine Überlieferung der Erhaltung einer einzigen Handschrift verdankt und erst in unseren Tagen wiederentdeckt wurde.

Es ist das Verdienst M. Krausgrubers, diese wichtige Quelle durch eine Einführung und einen Kommentar, vor allem aber durch die Übersetzung ins Deutsche erschlossen und einem breiten Lesepublikum zugänglich gemacht zu haben. Wer sich freilich erwartet, hier die Lebensweise der Severin-Mönche kennenlernen zu können, wird enttäuscht. Was die Vita S. Severini desselben Verfassers an monchischen Gebräuchen überliefert, hat nämlich kaum etwas mit der Eugippius-Regel zu tun. Die Verbindungen zur Regula Magistri, der Regula S. Benedicti (die Regula Eugippii stellt so etwas wie deren ältere Schwester dar) und zur Regula S. Augustini sind jedenfalls viel enger als die zum Mönchtum um Severin.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ MACHER INGRID, *Austritte aus der katholischen Kirche unter dem Nationalsozialismus am Beispiel der „Stadt der Volkserhebung“ Graz*. (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz Bd. 99). (395, 2 Beilagen). RM-Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H., Graz 1995. Brosch.

Diese wichtige, bei Prof. D. Binder erstellte Dissertation geht an einem Beispiel der Kirchenaus trittsbewegung in der NS-Zeit nach. Die Autorin kann zeigen, daß in der „Stadt der Volkserhebung“ nahezu 20 Prozent der Katholiken ihre Kirche verließen, und zwar zum Großteil schon im Jahre 1938, als sich die Einführung der Kirchenbeiträge noch nicht auswirken konnte; diese hatten also keine signifikante Rückwirkung auf die Austrittsbewegung. Im Verlauf der weiteren Jahre nahmen die Austritte ständig ab, bis sie gegen Kriegsende fast auf dem Nullpunkt anlangten. Übrigens betrug der Männeranteil der Ausgetretenen über 55 Prozent, der der Frauen unter 45 Prozent. Die Frauen zeigten also eine etwas größere Resistenz gegenüber der national-